



"Ich leide an der Erfahrung, wozu Menschen fähig sind, auch ich"

Der Publizist Michel Friedman wurde gefeiert und gefürchtet für seinen scharfen Interviewstil, dann stürzte er ab. Hier spricht er über seine Zweifel an Deutschland und sich selbst.

Von Stephan Lebert und Paul Middelhoff, ZEIT Magazin, 28.08.2022

ZEITmagazin: Herr Friedman, Sie haben ein eindrucksvolles Buch geschrieben, es trägt den schlichten Titel *Fremd*. Es liest sich wie ein langes Gedicht, und Sie gehen darin sehr offen mit den eigenen Verletzungen und Verkrümmungen um. Manchmal hält man beim Lesen den Atem an.

Michel Friedman: Es freut mich sehr, dass das Buch Ihnen gefällt.

ZEITmagazin: Schon vor diesem Interviewtermin haben Sie sich in Telefonaten immer wieder fast schüchtern erkundigt, wie wir Ihr Buch fänden. Woher kommt diese Unsicherheit?

Friedman: Ich bin schüchtern. Ich habe oft das Gefühl, dass ich gerade stolpere. Ich empfinde eine tiefe Verunsicherung. Das ist ein nacktes, ehrliches Buch. Als ich es schrieb, machte ich mir keine Gedanken über Leser oder Erfolg. Und ich spüre, dass meine Angst nicht unberechtigt ist. Es gibt Leute, die mich nicht mögen. Die Frage, ob ich es so veröffentlichen will, war ein schmerzhafter Prozess, bei dem ich immer wieder am liebsten weggelaufen wäre. Aber ich wusste: Wenn du das nicht rausgibst, dann verstummst du. Und verstummen ist für mich ungefähr so wie sterben.

Wir sind auf dem Weg zu einem Restaurant in Frankfurt. Plötzlich bleibt Michel Friedman auf dem Gehweg stehen. "Hi, Sammi", ruft er. Vor ihm steht ein schlaksiger Teenager mit blonden Locken und lächelt. Friedman nimmt den Kopf des Jungen in seine Hände, küsst ihn auf die Wange. Die beiden halten sich ein paar Sekunden lang in den Armen.

ZEITmagazin: Schön, dass wir hier in Ihren Sohn reinlaufen. Leben Sie hier im Viertel?

Friedman: Ja, ein paar Kreuzungen runter wohnen wir.

ZEITmagazin: Ihr Sohn ist ja riesig.

Friedman: Ja. Auch mein 13-Jähriger ist 1,83 Meter. Wenn ich zwischen den beiden stehe, bin ich sichtbar nicht mehr der große Mann im Haus.

ZEITmagazin: Ihre Frau Bärbel Schäfer hat letztes der *Bunten* ein Interview gegeben, in dem sie sagt, Sie seien eine Kuschel-Familie. Eigentlich schwer vorstellbar, Michel Friedman als Kuschel-Papa.



Friedman: Ich finde es interessant, dass Sie so etwas nicht mit mir verbinden. Warum nicht? Vorurteile? Ich bin ein liebender und zärtlicher Vater, wie Millionen andere auch. Wir reden viel miteinander. Wir umarmen und küssen uns. Wie Millionen andere auch. Ich tue das auch meinetwegen. Die Familie ist meine Tankstelle. Als meine Kinder klein waren, haben wir uns immer auf den Teppich hingelegt, da habe ich gesagt, kommt her, ihr müsst tanken, also so richtig mit küssen und umarmen und Liebe geben. Dann seid ihr stark, wenn ihr in die Welt geht.

ZEITmagazin: Wer Sie nur aus dem Fernsehen kennt, als bohrend fragenden Moderator, oder sich an andere Dinge Ihres Lebens erinnert, hat sicher nicht so ein schmusiges Bild von Ihnen.

Friedman: Das verstehe ich. Aber es geht nicht um ein Entweder-oder, sondern um ein Sowohl-als-auch. Wenn ich Politiker interviewe, die für Millionen Menschen Verantwortung tragen, oder in Diskussionen über Rassismus oder Menschenhass spreche, kann es per Definition nicht schmusig zugehen. Aber ich entlasse mich mal aus der Außenwahrnehmung und dem, wie Sie mich sehen. Ich brauche viel Liebe, und ich gebe viel Liebe. Meine Einsamkeit ist nicht nur eine Isolation, sondern sie ist auch ein Bemühen um Verbindungen. Mögt ihr Sushi?

Mittlerweile sitzen wir am Tisch eines japanischen Restaurants, Friedman bestellt.

Friedman: Was mir wichtig ist: Dieses Buch hat klare autobiografische Elemente. Was ich beschreibe, erleben Millionen Menschen, die ausgegrenzt, rassistisch gekränkt, diskriminiert wurden und werden. Erleben Millionen Kinder und Jugendliche, die mit ihren Eltern in ein neues Land kommen, in dem sie Fremde sind und als Fremde markiert werden und die früher erwachsen werden müssen, Verantwortung übernehmen müssen und die Hilflosigkeit ihrer Eltern kompensieren müssen. Ich glaube, dass sich viele Menschen in dieser deutschen Gesellschaft fremd fühlen, und darum geht es mir. Sie leben, wie ich, irgendwo im Nirgendwo.

ZEITmagazin: Ihr Buch beginnt mit dem Satz "Ich bin auf einem Friedhof aufgewachsen", Sie beschreiben Ihre frühen Jahre als Sohn zweier Holocaust-Überlebender. Ihre Aufgabe sei es gewesen, Ihre Eltern zum Lachen zu bringen ...

Friedman: ... zum Leben zu bringen. Meine Eltern hatten ein schlechtes Gewissen, dass sie überlebt haben, sie hatten Schuldgefühle. Viele aus dieser Generation erzählten mir von einem Bruder oder einer Schwester, die eher als sie hätten leben sollen. Diese Menschen waren traumatisiert, voller Trauer, mit einer ganz dünnen Pergamenthaut ausgestattet. In meiner Familie wurde mir erzählt: Du bist der Sinn des Lebens. Es hat sich gelohnt zu überleben, wenigstens haben wir dich. Ein Kind – wir schaffen die Zukunft, der Tod hat nicht das letzte Wort.

ZEITmagazin: Was für ein Jugendlicher waren Sie?

Friedman: Verunsichert, chronisch nachdenklich, auf der Suche nach dem Warum – das bin ich bis heute. Und ich war total überfordert. Holocaust-Eltern. Und das in Nazi-Deutschland. Äußerlich: Mit 13, 14, 15 laufe ich durchs Goethe-Gymnasium hier in Frankfurt in Anzug, weißem Hemd, Krawatte und *Brut* von Fabergé als Parfum und mit einer Aktentasche. Das war die Ästhetik, die ich aus Paris liebte und kannte. Die anderen trugen Jeans und Parkas. Und ich sah das eigentlich auch nicht ein, warum ich mich jetzt anders anziehen sollte. Ich wurde deshalb gehänselt, man machte



sich über mich lustig. Und dann kommt noch die Information, der ist das jüdische Kind in der Klasse ... Was für mich so faszinierend war, ist, dass sie mich trotzdem zum Schulsprecher gewählt haben. Das reichte mir auch.

Ich traue diesem Leben nicht. Ich verstehe dieses Leben nicht, ich glaube, dass dieses Leben Chaos ist und nicht planbar.

Michel Friedman

ZEITmagazin: Das Verhältnis zu Ihrer Mutter beschreiben Sie als manisch behütet, als Kind rührt sie Ihr Eis zu Brei, damit Sie sich nicht den Hals verkühlen, als junger Erwachsener schickt sie Ihnen jeden Tag Briefe mit Schmetterlingsaufklebern in den Urlaub hinterher. Wer war Ihre Mutter?

Friedman: Meine Mutter war 16, als sie ins Ghetto von Krakau musste. Sie kam aus einer großbourgeoisen jüdisch-polnischen Familie, meine Großmutter sprach besser Deutsch als ich heute, sprach Französisch, las Spinoza, war eine äußerst emanzipierte Frau. Meine Mutter wurde mit 16 aus diesem Leben gerissen, und sie blieb ein furchtbar ängstlicher Mensch, ein todesängstlicher Mensch. In unserer Straße in Frankfurt waren viele kleine Tante-Emma-Läden und Apotheken, meine Mutter verließ morgens das Haus und ging in alle Geschäfte rein, teilweise kaufte sie ein, brachte dann der Apothekerin Schokolade, brachte dem Friseur Kuchen, sie schenkte immer kleine Dinge, sprach mit den Menschen, half den Menschen. Sie war diejenige, mit denen die Menschen ihre Sorgen diskutierten und der sie sich anvertrauten. Für ihre Freundinnen war sie die Telefonzentrale bis spät in die Nacht. Dieses Verbundensein mit Menschen war für sie wohl die einzig wirksame Therapie, und vielleicht ist das auch einer meiner Schutz- und Rettungsringe: Ich versuche immer, mit Menschen in Kontakt zu bleiben. Ich glaube, ich bewerbe mich mein ganzes Leben.

ZEITmagazin: Bei wem?

Friedman: Ich bewerbe mich beim Leben. Ich traue diesem Leben nicht. Ich verstehe dieses Leben nicht, ich glaube, dass dieses Leben Chaos ist und dass dieses Leben eben nicht planbar ist. Bewerben kann man sich nur bei Menschen. Sie sind das Leben.

ZEITmagazin: Sie schreiben von Suizidabsichten. Ist das die Kehrseite dieser Bewerbung beim Leben?

Friedman: Man könnte es so stehen lassen. Ich habe mich schon sehr oft gefragt: Willst du noch leben? Ich habe mich auch manchmal gefragt: Kannst du noch leben? Tun das nicht viele?

ZEITmagazin: Sind Sie froh, dass Sie noch da sind?

Friedman: Ja, aber der bessere Begriff ist: Ich bin erleichtert. Früher war es für mich undenkbar, eine Familie zu gründen oder Kinder zu kriegen, für mich war das gekoppelt an die Familie, aus der ich komme, verknüpft mit Tod und mit Leiden am Tod. Es ist die ungeheuerlichste und wunderbarste Herausforderung, dass ich mich überwunden habe und es genießen kann. Ich habe jetzt endlich wieder eine Familie. Ich bin kein emotionaler Obdachloser mehr.

ZEITmagazin: Aber damit hat sich auch die Frage nach dem Suizid erledigt, oder?



Friedman: Nein.

ZEITmagazin: Nein?

Friedman: Nein, die Frage stellt sich trotzdem immer, sie ist nicht gekoppelt an Erfolg oder Glück.

ZEITmagazin: Und auch nicht bloß an Rücksichtnahme auf Ihre Familie im Hier und Jetzt?

Friedman: Sie ist gekoppelt an die immer wieder auftretende Frage: Kann ich noch? Will ich noch? Wie viel Kraft habe ich noch? Macht das Leben Sinn? Wie oft kannst du dich anstrengen, dir Mühe geben und trotzdem scheitern? Manchmal bin ich so müde.

ZEITmagazin: Aber müde sein ist doch in Ordnung, müde sein bedeutet doch nicht, nicht mehr zu leben.

Friedman: Richtig. Ich bin müde, aber nicht mehr lebensmüde. Ich frage mich, habe ich noch genug Kraft, mich weiter aufzulehnen, in dieser Schonungslosigkeit zu leben? Wenn man müde ist, sollte man sich ausruhen. Das habe ich nicht gelernt. Was nicht heißt, dass ich es nicht gern gelernt hätte.

ZEITmagazin: So, wie Sie eben gewirkt haben, als wir Ihren Sohn getroffen haben, hat man schon den Eindruck bekommen: Da steckt doch eigentlich alles drin, was ein glückliches Leben ist.

Friedman: Ja. Kürzeste Antwort der Welt: ja.

ZEITmagazin: Oder ist Glück gar keine Kategorie für Sie?

Friedman: In meinem Glücksbehälter, da ist ein kleines Loch drin. Das ändert aber nichts an diesem Gefühl für meine Familie. Ich bin sehr beschenkt.

ZEITmagazin: Sie schreiben von der Sehnsucht nach dem Gefühl, den letzten Umzug hinter sich gebracht zu haben. Ist das eine religiöse Sehnsucht?

Friedman: Nein. Keine Religiosität, keine Esoterik, keine Glaubensebenen. Sich nicht mehr anstrengen zu müssen, das meine ich damit. In einer Welt eines Tages leben, in der mein Gepäck, meine Markierung sich auflösen; dass ich selbstverständlich bin. Sie beide kommen in Deutschland irgendwo rein, und Sie sind selbstverständlich. Wenn Sie eine schwarze Hautfarbe haben, sind Sie nicht selbstverständlich, Sie müssen erst einmal so eine Art Bringschuldarbeit leisten. Wenn Sie wie ich der laufende Davidstern sind, müssen Sie das auch.

ZEITmagazin: Wer war Ihr Vater?

Friedman: Der Traurige, der Stille, der Einsame und der genau wie meine Mutter tief Verletzte und aus der Welt Geworfene. Was nicht heißt, dass die nicht auch ab und zu gelacht haben und eine gute Zeit hatten. Ich erinnere mich, wie meine Eltern getanzt haben. Aber wie ist der Grundzustand? Wie ist die Melodie im Unbeobachteten gewesen? Mein Vater wirkte immer, als sei er der Stärkere, aber als meine Mutter starb, da schreibe ich ja auch im Buch: Stirbt sie, stirbt er. Er teilte mir das relativ klar mit, dass er jetzt bald sterben wird, und dann sagte ich ihm: Aber ich brauche dich doch noch.



Darauf antwortete er mir: "Du wirst mir dann auch in zehn Jahren sagen, dass du mich brauchst. Mein Leben ist nicht mehr sinnvoll, meine Frau ist nicht mehr da."

ZEITmagazin: Wie alt waren Sie, als Ihre Eltern starben?

Friedman: Damals war ich schon in den Vierzigern. Erst war meine Mutter tot, und dann war er tot. Meine Großmutter war schon vorher gestorben. Und dann war ich am Ende meines Lebensauftrages. Und das Leben, das ich bis dahin konstruiert hatte, das war alles weg. Ich erinnere mich noch, dass ich mich beim Begräbnis in das Grab meines Vaters hineinstürzen wollte und mich ein paar Freunde zurückhalten mussten.

ZEITmagazin: Wie haben Sie nach dem Tod Ihrer Eltern Kraft gefunden, weiterzumachen?

Friedman: Ich weiß es nicht. Alle Konstruktionsteile, die bis dahin meine Lebensstatik waren, mussten zertrümmert werden. Dazu brauchte ich viel zu lange. In dieser Zeit lebte ich in tiefster Traurigkeit und Trauer. Ich verlor mich.

ZEITmagazin: Sprechen Sie von Ihrem Skandal? Sie sind 2003 mit Kokain erwischt worden. Sie hatten über ein Inserat mehrfach Prostituierte bestellt, die von einem ukrainischen Menschenschmuggler-Ring eingeschleust wurden. Als es herauskam, sprach das ganze Land darüber.

Friedman: Nächstes Jahr ist es zwanzig Jahre her. Meine Lebenskrise rechtfertigt und entschuldigt nicht mein Fehlverhalten. Ohne Wenn und Aber, es war falsch, es bleibt falsch. Ein Fehler, den ich mir bis heute nicht verzeihe. Und zwar nicht nach außen, sondern nach innen. Ich habe damals um eine zweite Chance gebeten, bin die Treppe ganz runtergegangen, bis ins Untergeschoss. Seitdem habe ich versucht, Vertrauen aufzubauen. Ich hoffe, es ist mir ein bisschen gelungen.

ZEITmagazin: Ihnen ging mit dem Tod Ihrer Angehörigen Ihre bisherige Lebenskonstruktion verloren, und Sie haben versucht, dieses Loch zu stopfen?

Friedman: Keine Lebenskrise rechtfertigt mein Fehlverhalten.

ZEITmagazin: Wir möchten auch keine Entschuldigung hören, sondern verstehen, wie es dazu kam.

Friedman: Spätestens nach dem Tod meines Vaters bin ich in ein tiefes Loch gefallen. Allein, einsam, depressiv. Ich war einsam.

ZEITmagazin: Steckte in dieser Form des Hedonismus, des Ausbruchs auch ein Protest gegen die verstorbenen Eltern?

Friedman: Was ich da gemacht habe, war nicht ein Ausdruck von Hedonismus, sondern von Verzweiflung. Ich bin aufgewachsen wie ein Lebensstern einerseits – und andererseits war meine Aufgabe morbid. Und in dieser Zweideutigkeit ist es außerordentlich schwer für ein Kind und einen Jugendlichen, einen Platz zu finden und sich wiederzufinden. Es brauchte viele Jahre, und es brauchte leider auch diesen Zusammenbruch, bis ich überhaupt in der Lage war, zu verstehen, was auch mir genommen wurde, und zwar von meinen Eltern.



ZEITmagazin: Sie sprechen heute mit großem Bedauern über diese Zeit. Wussten Sie währenddessen schon, was Sie da tun?

Friedman: Nein, ich war schlicht und einfach am Ende.

ZEITmagazin: Haben Sie seit dieser Zeit ein größeres Verständnis für Fehlritte bei anderen?

Friedman: Wieso erst seit dieser Zeit? Lassen Sie mich mit solchen Fragen in Ruhe. Ich bin in einem Land aufgewachsen, in dem ich Verständnis für Fehlritte von Judenmördern, Mitläufern, Profiteuren und Wegschauern haben musste. Sonst wäre ich an diesem Land erstickt.

Was habe ich erreicht, wenn die AfD zweimal in den Bundestag gewählt wird, und zwar von Millionen Menschen?

Michel Friedman

ZEITmagazin: In Ihrem Buch schreiben Sie auch über den Unternehmer Oskar Schindler, der Ihre Eltern und Ihre Großmutter aus dem Krakauer Ghetto rettete, während fast alle anderen Mitglieder Ihrer Familie von den Nazis umgebracht wurden. Welche Erinnerung haben Sie an Schindler?

Friedman: Ich erinnere mich an einen Mann, stark wie ein Baumstamm, mit sehr lauter Stimme. Ich erlebte ihn in Frankfurt, in einer Stadt, in der er nach dem Krieg angespuckt wurde, weil die anderen Deutschen Angst vor diesem Deutschen haben mussten. Denn er hatte ja etwas getan, Juden gerettet, und damit ihren Satz "Was hätte ich denn tun können" ad absurdum geführt. Er wurde als "Judenfreund" beschimpft. Wenn er zu uns nach Hause kam und das erzählte, erlebte ich einen im besten Sinne "einfachen Mann", der nicht zu tiefgehenden Reflexionen neigte. Er sagte: "Sie haben immer noch nichts gelernt." Er war Ehrengast meiner Bar-Mizwa in Tel Aviv, und als ich ihn fragte, warum er so viele Menschen gerettet hatte, bekam ich nur eine simple Antwort: "Es gab keine Alternative. Ich sah, was im Ghetto passierte, und dachte, das geht nicht." Aber er war auch jemand, der nicht verdrängte, was er auch war in dieser Zeit ...

ZEITmagazin: ... ein Unternehmer.

Friedman: Ein Geschäftsmann, der Geld wollte. Er ließ sich für seine Hilfe ja bezahlen. Aber mit dem Versprechen: Dafür habt ihr euer Leben. Als ein Zug mit jüdischen Arbeiterinnen statt in seine Fabrik versehentlich nach Auschwitz umgeleitet wurde, ging er zu Höß nach Auschwitz mit einem Sack voll Diamanten, stellte ihn auf den Tisch und sagte: Gib mir meine Jüdinnen wieder. Man muss wissen, Höß hätte ihn sofort erschießen können, mit Diamanten, ohne Diamanten. Ich habe diesen Kontrast erlebt: die große internationale Anerkennung dieses Mannes und gleichzeitig die Verachtung vieler Deutscher.

ZEITmagazin: Warum war Schindler in Deutschland kein Held?

Friedman: In Deutschland galt kollektiv die Legende: Ich bin unschuldig, ich hätte ja gerne etwas getan, aber was kann schon der Einzelne tun gegen die da oben, dann hätte man mich ja auch ins KZ gesteckt. Oskar Schindler war der lebende Gegenbeweis und damit eine große Gefahr für die Legendenbildung.

ZEITmagazin: Sagen Sie, dieser Moment, als Sie das Bundesverdienstkreuz ...



Friedman: Schmeckt Ihnen das alles?

ZEITmagazin: Sehr gut. Als Sie 2001 das Bundesverdienstkreuz verliehen bekommen haben, war das ein kleines Glück?

Friedman: Glück? Es ging mir schlecht. Ich war aufgewühlt. Ambivalent. Einer meiner engsten Freunde war da, mein Hausarzt. Er hat nach der Veranstaltung meinen Blutdruck gemessen, der unglaublich hoch war. Ich hatte nicht das Gefühl, dass das stimmig ist. Ich habe die Auszeichnung für meine Arbeit und Funktion im Zentralrat bekommen, und das abzulehnen wäre ein falsches Zeichen gewesen. In der Rede sprach die Oberbürgermeisterin von einer Gesellschaft, die gelernt hat. Aber da war Mölln, da war Solingen, da war die NPD, da waren die Grabschändungen auf jüdischen Friedhöfen, und ich dachte mir, was passiert da gerade, warum nimmst du es an, ist diese Begründung tragbar? Aber auch andersrum: Ist das nicht ein ganz guter Schritt? Aber wenn Sie so wollen, der hohe Blutdruck war Ausdruck davon, dass sich all das nicht auflöste.

ZEITmagazin: War das Erinnerungstheater?

Friedman: Nein, ich finde diesen Begriff zynisch, unerträglich und unfair, weil ich zu viele Leute erlebt habe, die das nicht als Theater machen, die sich engagieren, die sich quälend auf den Weg machen. Das ändert aber überhaupt nichts an der Tatsache, dass ich es nicht ertragen kann, wenn irgendein Politiker immer noch von "Wehret den Anfängen" redet, wenn irgendeine Person sagt: "Ich schäme mich." Schämen alleine reicht nicht. Schindler sagte: "Es geht nicht nur ums Reden, sondern ums Tun."

ZEITmagazin: Sie schreiben, als junger Mann hätten Sie nie verstanden, warum Ihre Eltern ins Land der Mörder zurückgingen. Verstehen Sie es heute besser?

Friedman: Nein. Der Unterschied ist, damals habe ich's verurteilt, heute würde ich es nicht mehr verurteilen. Wie sie es aber ausgehalten haben, ist mir ein Rätsel. Dass sie darunter litten, dass sie sich teilweise auch dafür geschämt haben, das war offenkundig. Dass sie trotzdem nicht die Kraft hatten weiterzugehen – wer bin ich, dass ich ihnen das übel nehme. Ich verstehe heute, was für einen Kraftaufwand es bedeuten musste, jeden Tag aufzustehen.

ZEITmagazin: In einer Szene des Buches wird man vom Schmerz des Kindes fast übermannt: Es reißt und kaut sich die Nägel an den Füßen ab, Sie schreiben: "Alle können es sehen, das zerstörte Kind." Wo steckt dieser Schmerz heute?

Friedman: Wenn Sie diese Metapher in die Gegenwart übernehmen wollen: Ich fresse mich immer noch auf, aber nicht mehr bis zum Knochen.

ZEITmagazin: Vor etwa zwanzig Jahren haben Sie in einem Interview auf die Frage, ob Sie gerne selbst Ihre eigene Ehefrau wären, geradezu begeistert geantwortet: Ja, natürlich! Würden Sie die Frage heute wieder so beantworten?

Friedman: Hallo? Ich schufte mich an mir ab seitdem, und Sie fragen das? Also: natürlich nicht. Ich habe mich verändert, und das ist gut so.



ZEITmagazin: Ihr Buch ist so voller Schmerz, es tauchen Suizidgedanken darin auf und eine große biografische Zerrissenheit. Was glauben Sie, wie geht es Ihren Söhnen damit, wenn sie das einmal lesen?

Friedman: Sie erleben mich in der Knutschtankstelle, sie erleben mich ja in dem unbeschreiblichen Glück, dass es sie gibt. Aber sie erleben mich auch in meiner Traurigkeit. Ich versuche, daraus kein Tabu zu machen. Wenn du Kinder hast, kannst du das leider nicht immer wegretuschieren. Und wenn sie das Buch eines Tages lesen, dann vertraue ich ihnen, dass sie deutlich bessere Voraussetzungen haben, um mich zu verstehen und so etwas zu verarbeiten. Ich glaube schon, ihr Zustand ist nicht vergleichbar mit dem ihres Vaters.

ZEITmagazin: Sind Sie ein religiöser Mensch?

Friedman: Nein, ich glaube nicht an Gott.

ZEITmagazin: Und trotzdem waren Sie lange Jahre im Vorstand des Zentralrats der Juden.

Friedman: Ich bin Jude, ob ich will oder nicht. Ich kann mich innerlich davon entfernen, aber äußerlich werde ich immer wieder damit konfrontiert. Ich habe in der Jüdischen Gemeinde Verantwortung übernommen, weil ich die Generation meiner Eltern schützen wollte, jemand sein wollte, der für sie spricht und deutlich macht, das ist vorbei, das geht nicht mehr: Ich erlebte in den Siebziger-, Achtzigerjahren, wie die alten Nazis mit dem Deckmantel der Biederbürgerlichkeit und manikürten Fingernägeln versuchten, ihre Lebenswahrheiten in Legenden umzuschreiben. Nicht wenige zogen ihren Schutzanzug aus, wenn sie das dritte Bier oder dritte Glas Rotwein tranken. Die NPD, die Republikaner, die *National-Zeitung*, die in großer Auflage an jedem Kiosk zu kaufen war: Auch das war Nachkriegsdeutschland. Ich wollte eine weltoffene, plurale Gesellschaft mitgestalten.

ZEITmagazin: Wie definieren Sie für sich das Judentum?

Friedman: Eine Herausforderung, ein Geschenk, eine Belastung, eine Bereicherung, eine Verantwortung. Nach der Schoah beinhaltet diese Verantwortung, dass sich jüdisches Leben selbstbestimmt und emanzipatorisch in seiner Vielfalt maximal entfalten kann. Ich bin ein politischer Jude. Mein Judentum hat politische Wurzeln, historische Wurzeln, kulturelle Wurzeln. In meiner konkreten Welt ist das Judentum eine unglaublich große Familie, die ich nicht kannte, aber auch der Friedhof, den es nicht gibt. Und es ist die Renaissance einer Familie, die trotz allem entstanden ist. Ich bin noch erzogen worden in Jiddisch, ich habe jiddische Musik gehört, ich habe jiddisches Theater in Tel Aviv gesehen. All das macht mein Judesein aus.

ZEITmagazin: Haben Sie noch jemanden, mit dem Sie Jiddisch sprechen können?

Friedman: Ich kann etwa mit einem der Rabbiner hier in Frankfurt Jiddisch sprechen, ja. Aber ich habe viel zu viel von meinem Jiddisch verlernt, ich habe auch viel zu viel von meinem Polnisch verlernt.

ZEITmagazin: erinnern Sie sich an Ihre Bar-Mizwa?



Friedman: Ich erinnere mich, wie ich jede Woche zu meinem Kantor gegangen bin und dafür gelernt habe, ohne dass ich Hebräisch verstanden habe. Ich habe das Alphabet gelernt, aber ich verstand die Wörter nicht. Als die Bar-Mizwa vorbei war, sagte mein Vater, er freue sich und sei so stolz auf mich, und er habe noch mal mit dem Kantor gesprochen, ich könne jetzt auch weiter jede Woche hingehen. Und ich habe ihm geantwortet: "Das kommt nicht infrage. Ich habe getan, was zu tun ist. Für dich und Mutter. Aber ich glaube nicht an Gott." Daraufhin haben wir eine sehr vehemente Diskussion geführt, und als mir nichts mehr einfiel, habe ich ihm gesagt: "Du lebst mit deiner Heuchelei und ich mit meiner Glaubwürdigkeit" ... und war sehr erschrocken, was ich gerade formuliert hatte. Dann bekam ich die einzige Ohrfeige meines Lebens. Die ich ihm nicht übel genommen habe. Ich hatte sie provoziert. Ich hatte sie gewollt. Ich hatte mir erlaubt, pubertär zu sein. Ein Mal.

Einen Monat später treffen wir Michel Friedman zum zweiten Mal, dieses Mal in seiner Anwaltskanzlei. Beim ersten Gespräch hatte er helle Hosen, ein langärmliges T-Shirt und eine dünne Goldkette mit Davidstern getragen und sich während des Essens die weißen Sneaker von den Füßen gestreift. Nun sieht er aus wie der Friedman, den man aus dem Fernsehen kennt: Im schmal geschnittenen, dunklen Anzug sitzt er am Kopfende eines langen, schwarzen Laktisches.

ZEITmagazin: Herr Friedman, für wen sprechen Sie heute?

Friedman: Ich will für diejenigen sprechen, die keinen Sprechenden haben, die Diskriminierten, die Gedemütigten, diejenigen, die alltäglichen und strukturellen Hass erleben und erleiden müssen. Ich kämpfe für eine Gesellschaft, in der wir den Unterschied schätzen und nicht die Gleichmacherei. Ich möchte, dass sich niemand rechtfertigen oder erklären muss, weil er oder sie "anders" ist oder "anders leben" will. Weil niemand das Recht haben darf, über andere Lebensformen zu entscheiden oder sie zu bewerten. Das ist das Versprechen des Grundgesetzes.

ZEITmagazin: In Ihrem Buch schildern Sie das Unbehagen, als Sie und Ihre Eltern mit Flüchtlingspässen der Vereinten Nationen deutschen Grenzbeamten gegenüberzutreten. Verbindet Sie diese Erfahrung mit anderen Geflüchteten?

Friedman: Ja. Ich habe die Erfahrung mit zwei Ausländerämtern, sowohl in Paris als auch in Deutschland. Ausländerbehörden sind Abwehrbehörden. Ich halte das für ein grundsätzliches Missverständnis. Denn eine Ausländerbehörde sollte eigentlich eine Begrüßungsbehörde sein. Und ich beschreibe in dem Buch die Angst, die ich selbst erlebt habe. Nicht nur an diesem Punkt identifiziere ich mich mit Menschen, die erfahren haben, was es bedeutet, formaljuristisch nicht dazugehören. Den Geflüchteten von heute. Der "richtige" Pass ist auch heute noch existenziell, lebensentscheidend.

ZEITmagazin: Sehen Sie in der Darstellung systematischer Diskriminierung Parallelen zwischen sich und den zahlreichen Autorinnen und Autoren mit Migrationsgeschichte, die viel jünger sind als Sie und heute Bücher über dieselben Themen schreiben?

Friedman: Ja. Unbedingt. Unsere schmerzhaften Erinnerungen ähneln sich. Viele schreiben, die Anzahl der "fremdenfeindlichen Taten" sei größer geworden. Und keiner fragt: Was für Fremde? In der Regel sind das legal in Deutschland lebende Menschen, der Großteil davon sind Staatsbürger. Sie werden durch die Feindlichkeit und den Rassismus zu Fremden gemacht. Aber wieso



übernehmen wir dieses sprachliche Narrativ? Ich gebe zu: Das verstört mich, es lässt mich verzweifeln. Oder der Begriff "Migrationshintergrund": Wie vieler Generationen in Deutschland Geborener bedarf es, damit diese Markierung nicht mehr hinzugefügt wird? Erstaunlicherweise fügen wir diesen Begriff nicht hinzu, wenn Menschen aus Frankreich, Italien, England oder den USA stammen. Und schließlich: Solange Samstag für Samstag Bananen auf schwarze Fußballspieler geworfen werden und Millionen Menschen zuschauen und das Spiel nicht unterbrochen oder abgebrochen wird, ist noch lange nichts gut in diesem Land.

ZEITmagazin: Sind Sie woke?

Friedman: Ich habe mich mein ganzes Leben lang damit beschäftigt, was Worte Menschen antun können, so gesehen bin ich lebenslang woke. Aber wahrscheinlich bin ich woke light, weil meine Reaktion nicht immer so radikal und absolut ist wie die derjenigen, die hardcorewoke unterwegs sind. Wir müssen aufpassen, dass – bei aller Berechtigung, viele Wörter, die diskriminierend wirken, auszuräumen und zu korrigieren – man dabei nicht autoritär werden sollte. Der Dialog ist auch hier unverzichtbar.

Meine Kinder erleben mich in dem unbeschreiblichen Glück, dass es sie gibt. Aber sie erleben mich auch in meiner Traurigkeit.

Michel Friedman

ZEITmagazin: Wird man eigentlich irgendwann mal immun gegen Kränkungen?

Friedman: Nein.

ZEITmagazin: Die nicht jüdische Helen Mirren spielt in einem Film, der im Winter in die Kinos kommt, die ehemalige israelische Ministerpräsidentin Golda Meir. Finden Sie das in Ordnung?

Friedman: Warum nicht? Die beste Schauspielerin soll diese Rolle spielen. Gleichzeitig kann ich verstehen, dass schwarze Menschen sagen: Ich möchte nicht, dass Leute sich Schuhwichse ins Gesicht schmieren, um den Schwarzen zu spielen. Es geht gerade im Theater und in der Literatur um die Frage, wie viel von dieser Kreativität ich Menschen zubilligen kann, also: Muss ich Schuster sein, wenn ich einen Roman über einen Schuster schreibe? Diese Frage zu diskutieren, was übernommen wird an kulturellen Identitäten und Markierungen, das ist allerhöchste Zeit. Ich begrüße es, wenn Künstler sagen: Mein Schwarzsein gehört mir, es ist meine Identität. Und was du, der weiße Mann, die weiße Frau, damit in den Jahrhunderten gemacht hast, ist Kolonialismus, Unterdrückung, tiefer Rassismus und Vernichtung. Dieser rassistische Blick ist übrigens immer noch fest in unserer "weißen Kultur" verankert.

ZEITmagazin: Können Sie die Musik von Richard Wagner hören?

Friedman: Natürlich kann ich Wagner hören und weiß, in welchem Kontext ich Wagner höre.

ZEITmagazin: So, wie Sie reden, fragt man sich, wie Sie eigentlich im Bundesvorstand der CDU gelandet sind.

Friedman: Das ist dreißig Jahre her. Ich habe damals das Durchbrechen des jüdischen Nachkriegsghettos als eine der großen Aufgaben meiner Generation empfunden. Es ging um die



Frage: Machst du die Türen auf? Was passiert, wenn ein Jude sich in der Politik engagiert? Es gab auch noch andere, Micha Brumlik für die Grünen, Daniel Cohn-Bendit auch, Ignatz Bubis für die FDP. Wir waren die Ersten. Ich war mit der CDU zu 50,01 Prozent einverstanden. Das ist die absolute Mehrheit, um die restlichen 49,99 Prozent ist zu streiten.

ZEITmagazin: Sie haben gegen Kohls Satz von der "Gnade der späten Geburt" gewettert.

Friedman: Ich habe auch gegen Helmut Kohl demonstriert, als er sich mit dem amerikanischen Präsidenten in Bitburg auf einem Friedhof mit SS-Runen verbeugt hat. Ich hab gegen so viel gewettert ...

ZEITmagazin: Was hat Sie ...

Friedman: ... ich habe auch gegen Roland Koch gewettert und seine Doppelpass-Kampagne, gegen Friedrich Merz mit seiner deutschen Leitkultur, gegen den Satz, der dem Ministerpräsidenten Hans Filbinger zugeordnet wurde: "Es kann doch nicht heute Unrecht sein, was damals Recht war." Als ob die Gesetze der Nazis und die "Endlösung" jemals Recht gewesen wären. Ich habe gegen die FDP gewettert, die an der Verjährung des Mordparagrafen festhielt, sodass auch Nazi-Morde verjährt wären. Ich habe gewettert gegen die Stunde null, die nicht wenige in Deutschland bis heute ersehnen, ich habe gewettert gegen Martin Walsers Rede in der Paulskirche, in der er sich über die "Auschwitzkeule" beschwert hat. Ich wettete immer noch dagegen, wie die Behörden in der Frage der NSU-Morde dichtmachen und ihre Rolle nicht offenlegen. Ich kann nur versprechen, ich werde nicht aufhören zu wettern.

ZEITmagazin: Was hat Sie an der Gnade der späten Geburt gestört?

Friedman: Ich weiß nicht, worin die Gnade bestehen soll. Ich weiß nicht, was Helmut Kohl einem Land anbieten wollte, das sich erst einmal und intensiver darum zu kümmern hatte, dass diejenigen, die später geboren wurden, sich bewusst machen sollten: Eltern, Großeltern, jedenfalls Familienangehörige haben sich ihre Hände blutig gemacht in der Schoah. Es gibt sie nicht, die Gnade der späten Geburt.

ZEITmagazin: Möchten Sie einmal in Deutschland begraben werden?

Friedman: Bevor sie mich beerdigen, stelle ich mir die Frage, ob ich noch in Deutschland leben will. Ich stelle mir die Frage, ob ich noch genug Vertrauen in diese Gesellschaft habe. Und ob sie mich eines Tages hier begraben, wird davon abhängen, wie lange ich noch das Vertrauen im Leben zu Deutschland und der deutschen Gesellschaft habe.

ZEITmagazin: Hat Ihr Vertrauen abgenommen?

Friedman: Ja.

ZEITmagazin: Warum?

Friedman: Weil ich einen strukturellen und einen systematischen Antisemitismus erlebe. Mindestens so sehr beunruhigt mich, dass die Mehrheit, die sich zur Demokratie bekennt, immer



noch zu leise, zu passiv, zu bequem ist, um für die Demokratie zu kämpfen, obwohl alle sehen, wie sehr diejenigen kämpfen, die sie zerstören wollen.

ZEITmagazin: Wo sehen Sie den systematischen Antisemitismus?

Friedman: Also wir haben diese "Partei". Diese Partei ist in den Bundestag und in die Landtage demokratisch gewählt worden. Was sie nicht zu einer demokratischen Partei macht. Gibt's was Systemischeres? Und das hat es vor einigen Jahren nicht gegeben. Die Wölfe haben ihren Schafspelz abgelegt und zeigen sich mit ihrer hässlichen Fratze. Millionen Menschen haben diese Entwicklung mit ihrem Kreuzchen bestätigt. Allen Wählern und Wählerinnen wird zugebilligt, wenn sie die SPD wählen, Grüne wählen, FPD oder CDU, dass sie wissen, was sie tun. Nur bei der AfD, da haben viele versucht zu sagen, die wissen nicht, was sie tun, das sind Protestwähler. Damit kann ich echt nichts anfangen. Was für ein gescheiterter Entlastungsversuch. Wir sollten die Situation ernst nehmen, bitterernst.

ZEITmagazin: Gibt es Dinge, die besser geworden sind?

Friedman: Können wir über "anders" reden statt über "besser"? Die Rechtsstellung gleichgeschlechtlicher Paare ist endlich verankert. Wie auch viele andere Gesetze den Minderheitenschutz konkretisieren. Wer Rechte hat, ist kein Bittsteller mehr. Die Diversifikation der Bevölkerung ist nicht zurückzuschrauben. In meiner Stadt haben über fünfzig Prozent entweder einen ausländischen Pass oder stammen in erster oder zweiter Generation von eingewanderten Eltern ab. Deutschland erlebt unendlich viele Lebensentwürfe. Das hat eine nicht mehr veränderbare Eigendynamik. Und schauen Sie sich mal heute die Literatur der um die Dreißigjährigen an. Wie viele davon Menschen sind, die emigriert sind. Schauen Sie sich die Namen an, wie wunderbar. Ich bin da echt begeistert. Diese Vielfalt. Was sich auch verändert hat: Die, die es im Nationalsozialismus wirklich getan haben, sind fast alle tot. Noch in den Neunzigerjahren haben mich viele Oberstudienräte angerufen und gesagt, wir behandeln gerade das "Dritte Reich" in der Klasse, und es gibt so wenige überlebende jüdische Zeitzeugen, würden Sie uns welche vermitteln. Und einmal bin ich durchgedreht bei einer solchen Anfrage, und ich entschuldige mich im Nachhinein für meinen Affekt, aber nicht für meine Aussage. Ich habe ins Telefon geschrien: Wissen Sie was, es gibt Millionen Zeitzeugen, fragen Sie Ihren Vater und Ihren Großvater! Nur sie können erklären, warum sie zum Mörder wurden oder es zugelassen haben, dass es dazu kommen konnte. Zu erklären, wie es dazu kommt, ist das, was wir für unsere Gegenwart lernen müssen.

ZEITmagazin: Wie schauen Sie auf die Kontroverse um den langjährigen "stern"-Herausgeber Henri Nannen?

Friedman: Ist er der Einzige? Der Erste? Wird er der Letzte bleiben? Wie viel ist noch nicht aus dem Giftschrank bekannt geworden? Ich will eigentlich nicht von Nannen reden ... Für mich ist Günter Grass eigentlich das Beispiel. Eine lebenslange Verdrängung bis kurz vor seinem Tode, wo er sich selbst outen möchte, damit nicht andere ihn outen. In der Hoffnung, dass man es ihm jetzt nicht so übel nehmen würde wie vor dreißig Jahren. Hat er damit recht gehabt? Ich weiß nicht, wie viele Menschen sich nie geoutet haben, aber auch nicht geoutet wurden. Es gab ja eine millionenfache Solidarität des Schweigens. Ich mache dich nicht an, und du machst mich nicht an, ich sage nicht, du warst mal ein Nazi, damit du nicht sagst, ich war mal ein Nazi. Und in dieser



Stimmung werden Kinder und Jugendliche erzogen. Das ist die Erziehung des Schweigens, und das nannte ja Ralph Giordano – wie ich finde, zu Recht – die zweite Schuld der Deutschen. Man wollte das Wirtschaftswunder, man wollte die Stunde null, man wollte endlich in Ruhe gelassen werden. Hat sich so viel verändert?

ZEITmagazin: Ignatz Bubis, an dessen Seite Sie lange den Zentralrat geleitet haben, war am Ende seines Lebens tief verbittert, weil er das Gefühl hatte, dass er nicht genug erreicht hatte. Verstehen Sie diese Verbitterung?

Friedman: Er war nicht verbittert, sondern er beschrieb schonungslos die Bilanz seines Lebens. Und diese Bilanz hätte ich damals genauso unterschrieben. Wir haben wenig erreicht. Was habe ich erreicht, wenn die AfD zweimal in den Bundestag gewählt wird, und zwar von Millionen Menschen? Auf der anderen Seite ist in unserer Gesellschaft einiges feststellbar, wo wir sagen würden, ein wenig Licht, ja. Es gab dieses erste Mal, dass ein Bundesinnenminister, paradoxerweise war dies Horst Seehofer, der Bevölkerung sagte, die größte Gefahr für die Demokratie ist der Rechtsextremismus. Auch der Wechsel zwischen Hans-Georg Maaßen und dem jetzigen Präsidenten des Verfassungsschutzes ist ein Kulturwandel. Erstaunlich und positiv. Aber jetzt kommt die Frage, ob sich die Strukturen geändert haben. Gibt es jetzt genug Staatsanwälte und Polizisten, die die Strafanzeigen wegen Volksverhetzung, Beleidigung, Verherrlichung des Nationalsozialismus auch wirklich bearbeiten?

ZEITmagazin: Sie sind ein ruheloser Mensch. Haben Sie es schon mal mit so was wie autogenem Training versucht?

Friedman: Das habe ich bei meinem juristischen Ersten Staatsexamen probiert, weil ich furchtbar Angst vor Prüfungen habe. Das ist auch so ein Paradox: Dass andere die Macht haben, mich zu beurteilen, macht mir furchtbar Angst. Ich kann vor sehr vielen Menschen reden, da habe ich keine Angst. Aber ich mache einen Bootsführerschein oder meinen Autoführerschein, und ich schlafe Wochen vorher schlecht.

ZEITmagazin: Sie stehen mitten in der deutschen Gesellschaft, man kennt Sie, man schätzt Sie, man reibt sich an Ihnen, man hört Ihnen zu, man ärgert sich über Sie, aber kaum jemand würde sagen, der ist kein Teil von Deutschland. Sie beschreiben Ihr Leiden an diesem Land und sind gleichzeitig mittendrin, ein integraler Bestandteil des Landes. Ist doch komisch, oder?

Friedman: Was ist daran bitte komisch? Erst einmal leide ich an meiner Lebensgeschichte, das ist mir wichtig. Ich leide an dem, was meine Biografie ist. Und dann kommt der zweite Schritt: Wer hat uns das angetan? Menschen, nicht dieses Land.

ZEITmagazin: Also leiden Sie an Menschen in diesem Land?

Friedman: Ich leide daran, wozu Menschen fähig sind und dass die Decke unserer Zivilisation dünn ist. Ich leide daran, dass wir nicht leidenschaftlich für die Freiheit und die Demokratie kämpfen. Was ist die Alternative: Russland? China? Ich leide an der Erfahrung, wozu Menschen fähig sind, auch ich.

ZEITmagazin: Ob Sie wollen oder nicht, Sie gehören aber zu Deutschland.



REPORTER:INNEN
forum

Friedman: Ich wollte deutscher Staatsbürger sein und bin es. Und wie weit Menschen mich inkludieren oder exkludieren oder mir den Tod wünschen oder das Paradies oder was auch immer, ist eine Fremdbestimmung. Meine Sehnsucht ist, mitzugestalten. Ich will mitreden. Und glauben Sie mir, ich habe noch ein paar Themen mehr als Diskriminierung und Judenhass. Es wäre schön, wenn ich selbstverständlich wäre: Man weiß, ich bin irgendwie Jude, aber man billigt mir auch Kompetenz zu, wenn man mit mir über Sartre diskutieren möchte – das wäre ein Lebenskompliment.